



**Abb. 2:** Armin mochte die Situation nicht.

Armin hat mich manches Mal an meine Grenzen, mitunter auch darüber hinaus getrieben. Das hat mich häufig tief verunsichert. So etwas konnte ich mit meinem Selbstbild als „gestandener“ Lehrer kaum in Einklang bringen. Immer wieder hat Armin meine Geduld über jedes mir zur Verfügung stehende Maß herausgefordert. Aber nicht nur das. Er hat auch manche meiner Glaubenssätze als Pädagoge ins Wanken gebracht. Einer davon war, dass wir in der Schule und in unserer Klasse einen rücksichtsvollen Umgang miteinander lernen können und praktizieren wollen. Jedes Kind sei dazu in der Lage, davon war ich fest überzeugt. Armin aber konnte gnadenlos rücksichtslos sein, ohne jede Einsicht und Beachtung der Interessen anderer. „Ich immer zuerst!“, schien sein Grundrecht.

Eine andere meiner Überzeugungen lautete: Jedes Kind will lernen, auch Lesen, Schreiben, Rechnen, will sich auf den langen Weg der Entwicklung zu sich selbst begeben. Nun, selbst gestalten will Armin sich nur allzu gerne, aber nicht durch Lesen oder Schreiben oder Rechnen oder andere schulische Vorhaben – jedenfalls nicht, wenn er den unmittelbaren Sinn und Zweck für sich nicht einsehen kann. Und einen Sinn und Zweck gab er den Dingen konsequent nur nach seinen eigenen Vorstellungen. Selten gehörten das Erlernen der Kulturtechniken oder unsere sonstigen Themen dazu.

Und schließlich habe ich bei ihm mit einem weiteren mir immer sehr wichtigen Grundsatz gebrochen: nie gewaltsam zu einem oder

gegen einen Schüler zu sein. Ich habe Armin nie geschlagen oder ihn körperlich gestraft, aber ich habe ihn mit meiner körperlichen Überlegenheit einige (wenige) Male aus einer Situation befördert, in der er sich oder andere gefährdete. Das war zwar notwendig, hat mich aber tief berührt und stark beschäftigt, sogar Zweifel an meinem Selbstbild als Lehrer hervorgerufen. Dies alles hat mich dazu getrieben (dieses Wort ist nicht überzogen), meine Erfahrungen und Erlebnis-

se mit Armin aufzuschreiben und sie zu dokumentieren. Zunächst diente das Vorhaben mir selber, der Ordnung meiner Gedanken und der Verarbeitung meiner letzten drei Lehrerjahre. Dann wurde mir Mut gemacht, „etwas“ daraus zu machen. So habe ich die Sichtweisen der übrigen Beteiligten – der anderen Lehrerinnen und Lehrer, der Schulbegleiterinnen und des Schulbegleiters, der Mutter, seiner Therapeuten – in Form von Gesprächen und Interviews hinzugenommen. Auch Armin kommt ausgiebig zu Wort. Zudem habe ich einige Dokumente eingearbeitet, wie einen Lernbericht und den Antrag auf sonderpädagogische Förderung, der an der Laborschule Porträt heißt. So ist schließlich das Patchwork aus Erinnerungen, Schilderungen

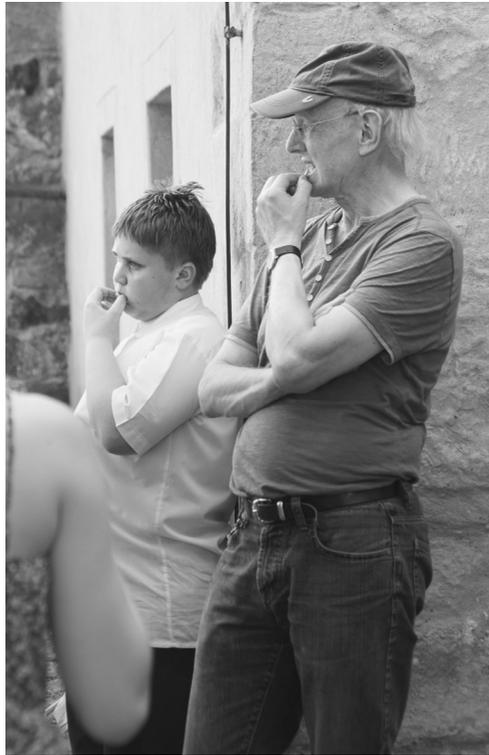


Abb. 3: Deutliche Angleichungen

und Belegen entstanden, wie es hier vorliegt. Eine solche Sammlung führt natürlich zu einer ganzen Reihe an Redundanzen. Etliche Ereignisse werden immer wieder erwähnt, dabei aber jeweils aus einer anderen Perspektive beleuchtet. So kann es vorkommen, dass derselbe Konflikt in meiner Beschreibung, aber auch in Gesprächen mit Anderen Erwähnung findet. Dann geschieht das aus der Sicht der jeweiligen Gesprächspartner und ist so gewollt, soll es doch zu einer mehrperspektivischen und damit vollständigeren Betrachtung beitragen.

Dies ist natürlich kein Fachbuch über Autismus. Es ist ein exemplarischer Erfahrungsbericht, der einen immer komplexeren Zugang zu meiner Frage schaffen soll, wie ein solches Kind sinnvoll und erfolgreich in einer Schule „für alle“ begleitet, betreut und unterrichtet werden kann. Aus meinen und den gemeinsam mit anderen reflektierten Erfahrungen mit Armin ist eine umfängliche Liste von Bedingungen entstanden, die mir und uns wichtig wurden. Ich stelle mir vor, dass sie hilfreich sein könnte, auch für andere Kinder ihre Regelschule (also nicht die Sonderschule!) zu einem guten Ort zum Aufwachsen für alle zu gestalten.



**Abb. 4:** Aufmerksame Kommunikation mit dem Lehrer

Ich suche nach Antworten auf die Frage, wie autistische Kinder denken und lernen, um möglichst gut am Leben in dieser Gesellschaft partizipieren zu können, also auf die Frage, wie für sie Inklusion gelingt. Ich möchte vielen Kolleginnen und Kollegen Mut machen, sich auf solche Erfahrungen einzulassen. Ich weiß inzwischen, dass es gelingen kann.

Ich bedanke mich auf das Herzlichste bei allen Menschen, die sich offen und gerne daran beteiligt haben, indem sie sich zum intensiven Gedankenaustausch und den Interview- und Fachgesprächen bereitgefunden haben. Besonders bedanke ich mich bei Susanne Thurn, der früheren Schulleiterin der Laborschule, die mich ermutigte, mein Vorhaben umzusetzen, die meine Texte gründlich gelesen, konstruktiv redigiert und mich intensiv beraten hat. Ganz herzlichen Dank richte ich an Armins Mutter Dagmar. Sie hat durch ihre große unterstützende Zustimmung die Umsetzung überhaupt erst ermöglicht.

Und natürlich in erster Linie danke ich Armin, dem Inspirator für diese Schrift. Ohne ihn wäre sie nicht möglich geworden.

## Armin in seiner Klasse an der Laborschule

Armin besuchte zunächst ein Jahr lang eine Regelgrundschule an seinem Heimatort. Dann wechselte er an die Laborschule in Bielefeld, an der auch seine Mutter arbeitete. Hier verbrachte er vier Jahre, also die Zeit während seines 2. bis 5. Schuljahres. In den letzten drei Jahren war ich sein Lehrer. Um diese Schulsituation zu schildern beschreibe ich im Folgenden kurz unsere Schule und anschließend seine Klasse.

Die Bielefelder Laborschule (vgl. u.a. Thurn/Tillmann 2011, sowie im Internet: [www.laborschule.de](http://www.laborschule.de)) ist die Versuchsschule des Landes Nordrhein-Westfalen. Sie besteht aus der Schule und einer Wissenschaftliche Einrichtung der Fakultät für Erziehungswissenschaft an der Universität Bielefeld. Ihr Versuchsauftrag lautet, neue Wege des Lehrens, Lernens und miteinander Lebens in der Schule zu entwickeln, zu erproben, zu evaluieren und so aufzubereiten, dass ihre Einsichten und Erfahrungen sowohl der eigenen Schulentwicklung als auch der Bildungspolitik und nicht zuletzt der Erziehungswissenschaft nützlich sind. Seit 1974 lernen und leben Schülerinnen und Schüler ab dem Vorschulalter, also ab dem fünften Lebensjahr, bis zu ihrem 10. Schuljahr hier zusammen. Die Laborschule wird von Kindern aus allen gesellschaftlichen Schichten, mit unterschiedlichen Begabungen, mit und ohne Behinderungen, mit sprachlich, kulturell, religiös, ethnisch höchst unterschiedlicher Herkunft besucht und spiegelt in ihrer Zusammensetzung die Bevölkerung unseres Landes. Das ist gewollt und erwünscht, denn nur so lernt man, in dieser Gesellschaft Unterschiede anzunehmen, wertzuschätzen und sich miteinander zu verständigen. Für eine in diesem Sinne ausgewogene Zusammensetzung der Kinder und Jugendlichen sorgt ein Aufnahmeverfahren, durch das in der Schule die soziale und bildungsmäßige Verteilung der Gesellschaft abgebildet wird.

Bereits seit ihrer Eröffnung versteht sich die Laborschule als eine *Schule für alle*, also für Kinder mit allen existierenden Begabungen, Einschränkungen, Besonderheiten und Neigungen. Inklusion wurde immer schon als eine ihrer zentralen Aufgaben angesehen, ohne das seinerzeit bereits so zu nennen.

Die Schule möchte Erfahrungs-, Lern- und Lebensraum sein (vgl. Hentig 1993, 215-232), sieht also ihren Zweck nicht im Unterrichten von Schulfächern sondern in gemeinsamen Erfahrungen, die Lern- und Verstehensprozesse anstoßen: *Soviel Erfahrung wie eben möglich, und nur soviel Belehrung wie unbedingt erforderlich* – das ist einer ihrer wesentlichen pädagogischen Leitgedanken. Lernen,

sich bilden, ist immer ein individueller Vorgang: Jedes Kind lernt auf seine Weise, begegnet der Welt mit unterschiedlichen Voraussetzungen und seinem eigenen Blick. Dem trägt die Lernorganisation der Laborschule Rechnung, indem das individuelle Lernen im Zusammenhang der Gruppe im Vordergrund steht. Häufig sind die Lerngruppen jahrgangsübergreifend zusammengesetzt. Kinder und Jugendliche lernen selbstständig und allein, mit Partnern, in kleinen Gruppen oder auch in größeren Zusammenhängen weit über den Klassenverbund hinaus. Gelernt wird zudem im Zusammenleben des ganzen gestalteten Tages: Beim Spielen und Essen in Pausen, auf Erkundungsgängen und Ausflügen, bei ritualisierten Festen im Schuljahresverlauf und auf jährlichen Reisen neben vielem mehr. Damit das gelingt, ist ein hohes Maß an Partizipation und Mitbestimmung erforderlich. *Wir lernen für uns, indem wir unsere Dinge selber in die Hand nehmen*, ist ein wichtiger Grundsatz. Das schafft Erfahrungen von Selbstwirksamkeit, aber auch von Gemeinschaftlichkeit und übt für das solidarische Zusammenleben in einer demokratischen Gesellschaft. Die Laborschule versteht sich deshalb als *polis*. „*Nie wieder ein zweites 1933!*“ war ihr Gründungsziel (Thurn/ Tillmann 2005, 10).

Armin besuchte zur Zeit meiner Aufzeichnungen eine jahrgangsgemischte Gruppe des 3., 4. und 5. Schuljahres. 23 Kinder waren in seiner Klasse, die neben dem vier- bis fünfjährigen Altersunterschied auch noch sämtliche Begabungen und Besonderheiten umfasste. Mit Armin waren beispielsweise noch diese sehr besonderen Kinder in der Gruppe: Murat mit einer psychiatrischen Diagnostik und einem ihn traumatisierenden psychopathischen Familienhintergrund; Alina mit ebenfalls traumatisch gewalttätigen Erlebnissen als Kleinkind, die jetzt bei Pflegeeltern lebt; Lukas mit seiner Hörschädigung und dem FM-Verstärker (einer besonderen, mit unterschiedlichen Mikrofonen ausgestatteten Hörhilfe); Richard, der stark stottert; Sandra, die als junges Kind ihren drogenabhängigen Vater tot aufgefunden hatte und seither an Verlustängsten und daraus entstehenden Panikattacken leidet; schließlich Rosa, einem irakischen Flüchtlingsmädchen, das mit seiner Fluchterfahrung, aber ohne ein einziges Wort an Deutschkenntnissen in die Gruppe kam. Etliche Kinder der Gruppe haben einen Migrationshintergrund ganz unterschiedlicher Art. Selbstverständlich waren auch all jene Kinder in der Gruppe vertreten, die man üblicherweise als „normal“ bezeichnet. Ihre verschiedenen Begabungen umspannten die gesamte Bandbreite, die von Einschränkungen beim kognitiven Lernen bis hin zu sehr hohen Fähigkeiten reichte. Es war eine Gruppe voller Individuen: jedes Kind war besonders auf seine eigene Weise. Es ist gelungen, aus dieser echten Inklusionsklasse eine sehr sozial eingestellte, einander zugewandte Gruppe zu formen. Im gegliederten Schulsystem hätten diese Kinder Förderschulen, Regelgrundschulen, Haupt-, Realschulen und Gymnasien, sogar Sonderschulen für Hochbegabte besucht. Gerade die Vielfalt an Eigenheiten und speziellen Eigenschaften hat dazu beigetragen, ein hohes Maß an gegenseitiger Toleranz und Akzeptanz zu schaffen. Jedes Kind wusste von sich, dass es